



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

---

nagten und trafen, hatten noch keine Flügel und waren die Nachkommen eines vorausgezogenen Schwarmes, der die erste Verwüstung angerichtet hatte.

Die Bewohner aber, Männer, Weiber und Kinder, saßen wie vom Schlage gerührt und ganz betäubt von Trauer und Schmerz auf ihren Feldern. Andere befanden sich bereits auf der Wandererschaft nach entfernten, von dieser Plage verschont gebliebenen Orten, um dem Hungertode zu entgehen. Auf die Frage, warum sie nicht lieber beteten und mit vereinten Kräften das Ungeziefer zu vertilgen suchten, sagten sie, der Himmel habe sie für ihre Sünden gestraft und sie wagten es daher nicht, sich gegen diese Plage aufzulehnen.

Als ich mich später zu Aquate, einem Dorfe der gleichen Provinz aufhielt, erschien um die dritte Stunde des Tages die Spitze eines solch ungeheuren Heuschreckenschwarmes, daß er in ganzen Wolken, Stunde um Stunde über uns dahinzog und sich erst mit Einbruch der Nacht niederließ. Als er sich am nächsten Morgen, nachdem schon die Sonne etwas höher am Himmel stand, zum Weiterfluge erhob, sah man kein Blatt mehr auf den Bäumen, und der nächste Schwarm, der kurz darauf eintraf, fraß auch noch die Baumrinde ab; der ganze Boden ringsum aber war von abgefressenen Zweigen und Nestchen förmlich bedeckt. Der Zug, der eine Breite von fünf Meilen einnahm, dauerte fünf Tage hintereinander, und als er endlich vorüber war, sah der Boden schwarzbraun, wie vom Feuer verzehrt, aus.

Man konnte uns nicht sagen, wo das Ungeziefer eigentlich herkomme; wir bemerkten nur, daß es in der Regel von der Küste des Königreichs Dangali kam. Dort wohnten wilde, heidnische Völker, die mit den Untertanen des Priesters Johannes fortwährend im Krieg standen. Es scheint, daß die Heuschrecken in den dortigen Steppen und Wüsteneien, sowie in Arabien besonders günstige Brutstätten finden.

Doch zurück zu unserem Thema! Wir waren also, wie gesagt, auf unserer Reise zum Priester Johannes in dem eben so schön gelegenen, wie fruchtbaren Städtchen Tauci angelangt. Hier gab es wieder längeren Aufenthalt. Rodrigo, unser Kapitän, ging mit einigen seiner Leute voraus zum Statthalter der Nachbarprovinz Tigre, um von ihm die zur Fortsetzung unserer Reise nötige Hilfe zu verlangen. Dieser Statthalter, der den Titel Tigremahon führt und ebenfalls, wie der sögen. Priester Johannes, auf den Rang eines Regus Anspruch macht, spielte den Gnädigen und sagte bereitwilligst die verlangte Hilfe zu.

Auf diese Nachricht hin brachen wir alle am 3. August 1520 bei einem heftigen Gewitter von Tauci auf. Drei Meilen weit ging unser Marsch durch eine schöne, fruchtbare Ebene, dann aber kamen wir an einen rauhen, steinigen Fußpfad, der uns in ein tiefes, unheimliches Thal hinabführte, wo wir bei einem Kirchhofe unser Nachtlager aufschlugen. Ruhe und Schlaf genossen wir nur wenig, nicht etwa aus Furcht vor den Toten, wohl aber vor den vielen dort unten umherschweifenden Hyänen. Am folgenden Tage ging es zunächst wieder auf rauhem, beschwerlichem Gebirgspfad durch dichtes Gehölz sechs Meilen weiter, bis wir an den Fluß Mareb gelangten, der die Grenze bildet zwischen den Provinzen des Baharnagash und des Tigremahon und in den Nil mündet.

Senjts des Flusses sahen wir einen Haufen schwarzen Volkes, wohl 600 bis 700 Mann, die, wie man uns sagte, zu unserm Empfange bereit standen, und bei unserm Anblick einen kolossalen Lärm erhoben und uns

mit Trompetengeschmetter begrüßten. Das war ja recht erfreulich und ehrenvoll, als aber unser Gepäck über den hochangeschwollenen Fluß gebracht werden sollte, wollten weder die vom Baharnagash uns mitgegebenen Führer, noch die vom Tigremahon uns entgegengeschickten Leute etwas davon wissen. Beide Teile erklärten, der Fluß gehöre nicht zu ihrem Gebiete. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, sie dazu zu bewegen, daß sie sich zuletzt gemeinsam dieser Arbeit unterzogen.

Sobald wir das andere Ufer erreicht hatten, setzten wir unsern Marsch fort, obschon sich der Tag bereits zu neigen anfing. Der Weg war schlecht, die Gegend rauh und gebirgig, aber voll von Wild. Nicht selten begegneten uns Wildschweine in Rudeln von 40 bis 50 Stück, und Rebhühner und anderes Geflügel in mancherlei Farben und Gestalten bedeckten förmlich die Bäume und den Boden. Hunger hatten wir also keinen zu leiden, dafür war schon gesorgt. Dagegen drohte uns Gefahr durch die großen, reizenden Tiere, die hier in Unmasse vorhanden sind. Am hellen Tag allerdings fürchteten wir sie wenig, denn wir verließen uns auf unsere Gewehre und Waffen. Ungemütlicher wurde es zur Nachtzeit, wo diese Bestien unter ohrenbetäubendem Gebrüll beständig unser Nachtlager umkreisten, das wir mitten auf öder Heide hatten aufschlagen müssen. Zu unserer Sicherheit hatten wir ringsum Feuer angezündet und die ganze Nacht hindurch unterhalten. Schließlich ging alles gut vorüber; keinem von uns war ein Leid begegnet.

Am nächsten Morgen setzten wir unverdroffen unsern Marsch wieder fort. Der Weg führte uns zwischen vielen einzeln stehenden Berggruppen hindurch, die zum Teil recht hoch und steil waren, aber zu unserer nicht geringen Verwunderung fast alle auf ihrer Spitze eine Kapelle trugen, die sämtlich der allerheiligsten Jungfrau Maria geweiht waren. Welche Mühe mochte es wohl den guten schwarzen Eingeborenen gekostet haben, auf solcher Höhe ein Kirchlein zu erbauen! Ihr Glaube und Opfer Sinn mußte doch groß sein, nicht minder ihre Liebe zur Gottesmutter Maria.

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

**Emmaus.** — Vor einiger Zeit kam ein kassrisches Ehepaar hieher. Der Mann war nur mit einer braunen Wolldecke bekleidet, trug aber Ledergamaschen an den nackten Beinen; die Frau war nach europäischer Art bekleidet, und ersuchten mich, zu ihrer Mutter zu kommen. Diese sei von heidnischen Kaffernweibern schwer mißhandelt worden, spucke Blut und könne kaum mehr gehen; ich möchte sie doch besuchen und ihr eine kräftige Medizin mitbringen.

„Ist der Kraal weit von hier entfernt?“ fragte ich. — „Ja, es ist weit; ich und mein Mann waren bis hieher viele Stunden auf dem Weg.“ — „Gut, so will ich morgen kommen.“

Nun hatte aber die Frau noch ein Anliegen, ein ganz geheimes, das sie, wie sie sagte, nur unsern Schwestern anvertrauen könne. Ich führte sie also ins Schwesternhaus. Hier klagte sie, daß sie von ihrem Manne so hart behandelt werde, sie habe nicht nur schwere Vorwürfe, sondern häufig auch körperliche Mißhandlung zu erdulden. Grund gab sie keinen an, allein mir scheint, daß ihre Zungengeläufigkeit wohl auch Anlaß dazu bot;

ein weiterer Umstand war der, daß sie kinderlos war. Gegen eine kinderlose Frau ist der heidnische Kaffer immer hart. Die Schwestern rieten ihr, sanft und nachgiebig gegen ihren Mann zu sein, wenn er sie aber trotzdem mißhandele, dann solle sie ihm sagen, sie würde ihn verlassen und ins Frauen-Asyl nach Lourdes gehen. Das Weib fand letzteren Rat gut, sprach aber doch die Besürchtung aus, er möchte im Ernstfalle noch schwereres Unheil heraufbeschwören. Sie bat die Schwestern um Nachherberge, die ihr auch gewährt wurde. Der Mann aber, der wohl ahnte, welche Heimlichkeiten seine Frau bei den Schwestern auszukramen habe, trieb sich auf dem nahen Berge herum und hielt fleißig Ausschau, ob sie nicht bald wieder herauskomme. Während der Nacht versteckte er sich hinter einem Felsen.

Am nächsten Morgen sattelte ich mein Köhlein, um die kranke Frau zu besuchen. Ihre Tochter wollte als

kommt jedesmal, wenn man euch ruft und seid stets zu helfen bereit; unsere Leute tun das nicht.“

Nun hieß es, den weiten Rückweg antreten. Die beiden erstgenannten Eheleute begleiteten mich eine gute Strecke weit. Sie wohnten in einem andern Kraal und schienen jetzt viel besser miteinander zu harmonieren, als Tags zuvor. Gegen 5 Uhr abends war ich wieder zu Hause, zwar etwas müde, doch von Herzen froh, wieder ein gutes Werk vollbracht zu haben.

Die Kaffern pflegen, wenn sie krank sind, gern ihren Wohnort zu wechseln; es scheint, daß sie von einem Luftwechsel Genesung hoffen. So wurde ich dieser Tage zu einem jungen, kranken Weibe gerufen, das erst kürzlich hieher gekommen war. Sie war vor wenigen Wochen Mutter geworden und seitdem krank, schaute recht abgemagert her und schien raschen Schrittes dem Grab entgegenzugehen. Ihre christliche Schwiegermutter hatte



Am Sonntag Nachmittag in Mariatrost.

Wegweiser mit mir gehen. Kaum hatten wir die Station verlassen, da tauchte auch schon ihr Mann auf und schloß sich uns als Begleiter an. Er war offenbar froh, sein Weib wieder bekommen zu haben.

Nun ging es stundenlang bergauf und bergab über Berge und Schluchten; es wurde fast Mittag, bis wir beim betreffenden Kraal ankamen. Die alte Frau kroch aus der Hütte heraus; sie war so übel zugerichtet, daß sie ganz gebückt einherging. Ich gab ihr eine stärkende Medizin und auch etwas zum Einreiben. Auf die Frage, ob sie nicht getauft werden wolle, jagte sie, ja, sie sei alt und krank und wolle nicht als Heidin, sondern als Christin sterben. Auf dieses hin erteilte ich ihr den nötigsten Unterricht und taufte sie auf den Namen „Anna“. Es waren eine Menge heidnischer Weiber, meist mit ihren Kindern auf dem Rücken, herbeigekommen, um mit Staunen Zeugen der seltenen Feier zu sein. Es waren auch ein paar wesleyanische Protestanten dabei; sie gaben uns das ehrende Zeugnis: „Ihr katholischen Missionare

ihr so viel Gutes und Schönes von der katholischen Religion erzählt, daß sie von mir, dem katholischen Missionar, getauft werden wollte, und von keinem Wesleyaner, ob schon jene ganz in der Nähe sind. Die junge Frau schien stiller, sanfter Gemütsart zu sein und hatte offenbar guten Willen. Dennoch trug ich Bedenken, sie sofort zu taufen; ich stellte ihr auch mit ernstesten Worten die hohe Pflicht und Verantwortung vor Augen, die sie durch den Empfang der hl. Taufe auf sich nehme. Sie aber bat nur um so dringender, mit der Taufe nicht zu warten; sie sei krank, schwerkrank und könne jeden Tag sterben, die Vorschriften des christlichen Glaubens wolle sie gerne erfüllen, ihr Mann sei auch damit einverstanden, daß sie Christin werde und würde ihr sicherlich keine Schwierigkeiten machen, ihren neuen Verpflichtungen nachzukommen usw. Da auch die Schwiegermutter ihre Bitten kräftig unterstützte, gab ich endlich nach und taufte sie auf den Namen „Agatha“. Agatha, die heldenmütige Marthirin, so dachte ich, möge ihr eine besondere Helferin

und Schutzpatronin sein. — Auf dem Rückweg hätte ich mich in dem dichten Nebel beinahe noch verirrt. Ich ging zu Fuß, kam mitten in große Löcher und Steinblöcke hinein und mußte mit dem Stock vorsichtig weiter tasten. Schließlich kam ich in später Abendstunde doch glücklich wieder heim.

Kommt da eines Tages ein Bote und fragt, ob man ein kleines Kind, das in einem heidnischen Kaffernkraale gestorben, hieher bringen und auf unserm Gottesacker begraben dürfe. „War das Kind getauft?“ — „Ja, ein junger Kaffer, Willibrord mit Namen, hat es kurz vor dem Tode getauft.“ Bei diesen Worten zieht der Bote ein Zettelchen hervor, auf dem geschrieben steht, das Kind sei auf den Namen „Joseph“ getauft worden. Den Zettel hatte natürlich unser braver Willibrord geschrieben. Nun konnten wir beruhigt sein; Willibrord ist einer unserer verlässlichsten Neuchristen und hat schon manches

erklärt, noch nie so etwas Schönes gesehen zu haben. Die Zeremonien der Beerdigung gefielen ihnen ebenfalls recht gut; mit einem Schlage waren diese Heiden fürs Christentum gewonnen und tatsächlich kommen sie seitdem regelmäßig zum sonntäglichen Gottesdienst und zählen zu den eifrigsten unserer Katechumenen. —

Engelbert hatte schon als Knabe bei uns in Arbeit gestanden, zuletzt aber war er in die Goldfelder nach Johannesburg gegangen, um sich schnell Geld zu verdienen, denn er wollte heiraten. Seine Braut Zita, ein braves, christliches Mädchen, wohnte in Kana, einer Filiale von Emaus. Endlich hatte er alles Nötige beisammen, denn außer den zehn Stück Ochsen, welche der Vater der Braut forderte, gab es noch eine Menge von Auslagen, und die Hochzeit konnte stattfinden.

Nach der kirchlichen Trauung, die in unserm Missionskirchlein vorgenommen wurde, ging es in festlichem



Wir wollen alle Lehrer und Katecheten werden.

sterbenskranken Kind, zu dem man den Missionar nicht mehr rufen konnte, getauft; auch kennt und befolgt er den Taufritus genau.

Bald darauf kamen die Eltern mit der Leiche des Kindes hier an. Die Frau war ordentlich gekleidet, der Mann an sich auch, doch hatte er eine Hose an, die aus wenigstens 50 Flecken zusammengesüßelt war. Er saß zu Pferd und hatte das in ein paar Lappen eingewickelte tote Kind im Arm. Einige Kaffernburischen waren vorausgeeilt, das Grab zu machen. Der Vater wollte für sein Kind auch einen Sarg haben; es sei getauft, sagte er, und deshalb soll es nicht wie ein Heidenkind in einem bloßen Tuch, sondern in einem ordentlichen Sarg begraben werden. Wir hatten gerade ein passendes Kistchen vorrätig; unsere Schwestern holten noch etwas Grün und einige Blumen, und so bekam der kleine „Joseph“ nach seinem Tode eine fürstliche Ausstattung. Wie ein Engelchen lag er in seinem Kistchen zwischen Blumen und frischen Zweigen eingebettet, und die entzückten Eltern

Auszug hinüber zum Kraale von Engelberts Vater, zwei Stunden von Emaus entfernt.

Ich ging auch mit, teils um den braven Brautleuten eine kleine Ehre anzutun, teils um darüber zu wachen, daß alles schön ordentlich herging. Denn bei solchen Anlässen kommt eine Menge schwarzen Volkes, Heiden, Katholiken und Protestanten zusammen, und da ist eine kleine Oberaufsicht schon nötig.

Ein kleines Frühstück hatten die Brautleute schon auf der Missionsstation bekommen, hier folgte ein zweites, kaffrisches. Mir selbst wurde Tee in einem kleinen Topfe präsentiert; das war eine große Auszeichnung und ich mußte sie natürlich dankend annehmen. Die Art der Zubereitung ließ zu wünschen übrig und es gehörte schon eine kleine Ueberwindung dazu, das famose Töpfchen bis auf die Nagelprobe zu leeren. Doch was tut man nicht alles, um den Leuten einen Gefallen zu erweisen? Als Ehrensiß diente mir in Ermangelung

### In Treue fest.

Von Schwester M. Amata, C. P. S.

eines Stuhles eine eiserne Bettstelle; man hatte sie eigens für mich im Freien vor der Wohnhütte aufgestellt.

Nach dem Frühstück wurde von den Leuten getanzt, gesungen und musiziert, dann setzte man sich wieder nieder zum Essen. Diesmal wurde Ochsenfleisch serviert. Ich glaubte anfangs, das sei nun das eigentliche Festmahl, doch ich hatte mich geirrt. Der Hochzeits-Ochse war noch gar nicht geschlachtet, ja er mußte erst ausgewählt werden. Letzteres war Ehrensache der Braut. Sie ging in Begleitung aller Anwesenden zur Viehherde und bezeichnete nach einigem Zögern und Ueberlegen einen großen, fetten Ochsen von rabenschwarzer Farbe als Gegenstand ihres Wohlgefallens. Das Tier wurde sofort von den übrigen getrennt und jubelnd in die Sibaha, den ungedeckten Ochsenkraal getrieben. Hier bildete das Volk einen Kreis und harrete der kommenden Dinge. Engelberts Vater, der Kraalbesitzer, noch ein

Missionsstation Citeaux. — Nani Tschili verlor als Kind von etwa sechs Jahren ihre Mutter und wurde dann mit ihrem kleinen Brüderchen zu Verwandten gebracht, während der Vater bei einem Farmer zur Arbeit ging.

Nani und ihr Brüderchen lebten in Kummer und Elend dahin. Der Vater besuchte sie nur ausnahmsweise an Samstagen, wenn er von der Arbeit zurückkehrte; das Schlimmste aber war, daß im gleichen Kraal zwei Ausjätige waren. Beim einen Kranken, einem jungen Burschen, hatte das Uebel schon stark um sich gegriffen. Ich traf ihn zuweilen auf meinen Missionsgängen; dann hörte er wohl auch dem Unterrichte zu und versuchte mit seiner halb abgefauten Hand das



Christliche Kaffernfrau mit ihren Kindern.

Heide, wie die meisten Anwesenden überhaupt, nahm feierlich am Boden auf einer Binsenmatte Platz. Mehrere handfeste Burschen fesselten dem Ochsen die Füße mit Riemen, und nun trat Engelberts Bruder mit einem Assagai (einem kurzen, scharfen Speer) bewaffnet auf und stieß ihn dem Tiere mit einem wuchtigen Stoß mitten ins Herz. Dann riß er ihn wieder heraus. Das arme Tier sank zitternd zu Boden und ergoß einen dicken Strahl dunklen Blutes, bis es endlich zuckend verendete. Die Tierquälerei, die in einem solchen Akte liegt, kommt dem Schwarzen, zumal dem Heiden, gar nicht zum Bewußtsein, im Gegenteil, er sieht ihn noch als eine Heldentat an.

Ich machte mich zeitig auf den Rückweg, von den Kaffern aber wurde weiter gesungen und getanzt, getrunken und gegessen, bis auch von dem Festochsen der letzte Knochen gründlich abgenagt war. Uebrigens lief alles im größten Frieden ab.

heilige Kreuzzeichen zu machen, doch seine erste und letzte Bitte war stets: „Schwester, gib mir eine Medizin, heile mich, dann werde ich in die Kirche gehen und ein Christ werden.“ Der zweite Patient war ein Mädchen von zwölf Jahren. Sie war offenbar auch schon schwer angesteckt, denn ihre Füße waren ganz verdorrt, so daß sie sich nur mühsam hin- und herbewegen konnte. Hier also wohnten Nani und ihr Brüderchen, und die Gefahr der Ansteckung für die Kleinen war groß.

Nani fühlte sich so einsam und verlassen und trauerte Tag und Nacht über den Verlust der guten Mutter. Wohl suchte sie zuweilen eine kleine Unterhaltung bei einigen Nachbarkindern, allein die Mutter konnten sie ihr nicht ersetzen, und der Vater weilte auch so fern und kam, wie gesagt, nur selten zu ihnen. Wenn dann die andern Kindern zu ihren Müttern eilten, um Freud und Leid mit ihnen zu teilen, wurde Nani immer wieder sehr traurig und sann darüber nach, ob es denn gar kein Mittel gebe, die Hilfe der Mutter zu erlangen. Sie war